Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich — Halle a. S., den 4. August — 1921 / Nr. 170

Die Herweghs.

Ein rechtsrheinischer Roman von

Liesbet Dill.

40. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Himmelherrgott noch einmal.

Die Katze floh unter den Tisch.

Immer, wenn man sich eilen wollte, kam einem das verwünschte Tier zwischen die Füße. So, nun war sie bereit.

Wie sie nun aus der Straßenbahn gekommen war, wußte sie nicht, ihre Gedanken waren in Aufruhr, sie sprach laut vor sich hin, als ob sie jemand ins Gewissen rede. Ohne den dicken Wirt des Kaffee Taunshäuser, der an der Türe stand, eines Blickes zu würdigen, betrat sie das Haus des Anwalts Ehrlich. Es lagen neue Kokosläufer auf der Treppe und alles sah verändert aus. Das Wartezimmer war leer. Sie bemerkte es mit Genugtuung.

Ein Schreiber führte sie zu dem Rechtsanwalt, der in seinem Bureau die Zeitung las.

Sie sah ihn fest an. Das war er also, Ehrlich, der ihn zu Fall gebracht, der die ganze Geschichte angezettelt und er war schuld, daß Ernst jetzt nicht mehr hier saß.

Ihre Angelegenheit war rasch erledigt. Sie legte das Geld auf den Tisch. Das Opfer brachte sie mit Freuden. Den juristischen Rat, den ihr Ehrlich in seiner trocken sachlichen Weise erteilte, wußte sie schon seit zwanzig Jahren.

Durch Liebenswürdigkeit bekam der keine Klienten. Er machte es mit der Korrektheit. Nun ja —

Die Warteräume waren noch leer, als sie hinausging. Die Rache der Götter, dachte sie. Dann stand sie vor dem Eckhaus Nummer dreizehn. Wie ein spitzes Bügeleisen schob es sich in die enge Straße hinein. Mit seinen buntgeblebten Fenstern, hinter denen blaue, grüne und gelbe Anzeigen hingen, glich es einer großen Litfaßsäule. Ein echt Goldenbergisches Haus. Diese Halsabschneider hatten ja auch bezüglich ihrer Häuser kein Ehrgefühl. Sie gab sich einen Ruck und trat ein.

Wie die Generalin gesagt hatte, tickten im ersten Zimmer die Maschinen, und die Schreiber saßen bei ihrer Arbeit. Eine Anzaahl Männer standen wartend an den Wänden. Einer hatte einen dick verwickelten Kopf. Das kam von den ewigen Kirmessen.

„Sie wünschen?"

„Ich komme in einer Privatangelegenheit," sagte sie. „und ich will den Herrn Doktor selbst sprechen."

Der Schreiber wies sie in ein Zimmer, in dem ein junger Schreiber die Aktenregale durchstöberte, was ihr ein unbehagliches Gefühl verursachte. Das dritte Zimmer war leer.

„Gehen Sie nur hinein," sagte der Schreiber, der sehr beschäftigt schien, „der Doktor wird gleich kommen, er ist mal fortgegangen, das Haus hat nämlich zwei Ausgänge."

So sieht es auch aus, dachte sie, und sie sah sich um. In diesem Alkoven schlief er jetzt, dachte sie, in diesem dunklen Loch. Auf dem gedeckten Tisch lag ein Kragen, an dem noch eine blaue Krawatte hing, daneben ein Stapel Broschüren. „Die verbrecherische Anlage", „Ueber die Formen der krankhaft moralischen Abartung", „Behandlung der Paralyse"

Gott steh' mir bei, daß ich ihm alles sagen kann, wie es für ihn und seine arme Mutter am besten ist, dachte Fräulein Schmidt, der die Knie zitterten.. Hinter dem Büfett standen unausgepackte Bilder, und an Sesseln und Sofa hingen noch die Preiszettel. Die Möbel schienen alle von dem Packer so abgestellt zu sein, und die Fenster machte wahrscheinlich hier den ganzen Tag keiner auf, denn alles war blau von Rauch.

An der sonst kahlen Wand hing ein gerahmter Spruch.

„Und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird Euch frei machen."

Es war sein Konfirmationsspruch. Er hatte ihn sich aus den Trümmern seines Hauses gerettet. Nebenan war die Ausstellung. Sie klinkte leise die Tür auf. Vom hellen Sonnenschein, der diesen Raum erfüllte, geblendet, erblickte sie den trunkenen Silen, die belgischen Pferde und die Nymphe. Du lieber Gott, weniger konnte man wirklich nicht anhaben, und dazu im Freien.

„Verkauft", stand darunter. Na ja.

Aber wer sollte diesen abgezehrten heiligen Hieronymus mit den abstehenden Ohren, der an den unnatürlich roten Baum gebunden war, wohl kaufen?

Eine Tür klackte.

„Fräulein Schmidt! Wie kommen Sie denn hierher?" rief eine fröhliche helle Stimme. Sie fühlte sich umfaßt und herumgewirbelt, daß ihr fast der Sonnenschirm zerbrach.

„Ernst! Sind Sie es wirklich?"

„Ja, ich bin's." Blond und groß mit blitzenden blauen Augen stand Herwegh vor ihr. Die Sonne leuchtete auf seinem Haar, und über seiner ganzen Erscheinung lag etwas Strahlendes. Eine Veränderung war mit dem ganzen Menschen vorgegangen. Das Scheue, Gedrückte war verschwunden, er war wieder der Junge aus der Mainzer Straße mit der roten Primanermütze.. Er ließ sie gar nicht zu Worte kommen.

„So, jetzt setzen Sie sich erst mal," er drückte sie aufs Sofa. „Wir trinken zusammen Kaffee und Sie müssen erzählen. Ich habe Sie ja so lange nicht gesehen.. Wie freu' ich mich, wie freu' ich mich," sang er und schwang eine Klingel. Ein kleiner Schreiber erschien..

„Alio, Paul, fliegen Sie mal rasch hinüber zum Venusberg und bringen Sie Mokka, schwarz und heiß, und dann Mohrenköpfe, Schillerlocken und Speckkuchen, einen ganzen Turm!"

Der Schreiber flog.

Ernst nahm der alten Dame den Hut vom Kopf, daß die Nadeln herausflogen..

„Sehen Sie, wenn ich früher jemand zu Gast haben wollte, es war eine Liebhaberei von mir, wie der Mensch ja meist aus schlechten Angewohnheiten besteht, mußte ich erst fragen, ob es der Gnädigen paßte und die Köchin guter Laune war. Und wenn er dann kam, dann paßte er nicht, weil er keinen Bart hatte oder man hatte ein Monokel erwartet und es kam eine Brille. Jetzt pfeif' ich meinem Schreiber und schon ist das Gewünschte da. Sehen Sie!"

Da stand schon das Tablett mit dem Kaffee, der kalten Sahne und einem Kuchenberg, von dem ein ganzes Whistkränzchen gespeist werden konnte.

„Und nun erzählen Sie, Fräulein Schmidt, was macht die Mainzer Straße, was macht das Whistkränzchen, was machen die Sonntage und was macht Mama?"

Er legte ihr Kuchen vor und goß ihr den Kaffee ein, obwohl sie immer wehrte. „Nicht so viel und nicht so voll, Herr Ernst." Ach, da lief er schon in die Untertasse. Er freute sich zu sehr, der gute Junge.

„Die Mainzer Straße ist jetzt eine Sackgasse geworden, seit wir den neuen Bahnhof haben, ich komme nicht mehr dort vorbei," sagte Ernst. „Ich bin jetzt viel unterwegs, nächste Woche fahre ich nach Ostende, habe dort eine Erbschaftsauseinandersetzung. Aber erst will ich die Aufführung der Walpurgisnacht abwarten, die Müller-Gürth singt mit. Früher konnt' ich Mendelssohn nicht leiden, er war mir zu flach, zu süß! Man urteilt ja meist über Dinge, die man nur halb kennt. Wieviel Weisheit haben wir damals zusammengeredet an den Sonntagnachmittagen, wissen Sie noch? Fasan mit Ananas und belgische Bergarbeiterlöhne, Pater mit Trüffeln und Anarchismus von Herrn Kollin, und beim Sekt: Es lebe der Kaiser, hurra. Und dann sangen wir: Zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn . . . na, Prost."

Sie stießen mit den Tassen an. Dann sah er plötzlich vor sich hin und war still.

Eine Taschenuhr, die irgendwo herumlag, tickte fein und hell und ebenso rasch fühlt Fräulein Schmidt ihr Herz gehen.

„Ja, Ernst," sagte sie, „es ist vieles anders gekommen und wir sind grau darüber geworden. Sie als auch ich. Bei mir ist das kein Wunder, aber für Sie ist es noch früh."

Er fuhr sich mechanisch durch das volle Haar, das sich an den Schläfen entfärbt hatte.

„Zunächst stecken Sie einmal die Uhr dort zu sich; es ist doch Ihre goldene Konfirmationsuhr vom General, und nachher ist sie weg. Man soll niemand in Versuchung führen. Und dann wollen wir einmal miteinander reden wie zwei alte Bekannte."

Er schob die Tasse weit fort, als ob er damit etwas von sich schieben wollte. „Sie gestatten mir doch eine Zigarre!"

„Gewiß," sagte Fräulein Schmidt. „Warum nicht? Man kann es auch bei einer Zigarre besprechen."

Sie sah ihm zu, wie er das Zimmer nach Streichhölzern durchstöberte, auf dem Büfett, dann auf den Stühlen, zuletzt förderte er die Schachtel aus seinem Beinkleid. Als die Zigarre brannte, ergriff sie seine Hand und sagte ihm alles, was sich während der letzten Jahre an Sorge und Kummer in ihrem einsamen alten Herzen aufgespeichert hatte.

*

Er hörte ihr nachdenklich zu und spielte mit der Zuckerzange. Als sie von seiner Mutter sprach, zuckte es um seinen Mund, und er schloß rasch die Augen, wie um Gefühlen die Tür zu verriegeln.

„Und wenn Sie das alles nicht mehr rührt, Ernst, wenn Sie kein Gefühl dafür haben, was es heißt, in diesem Haus zu leben, Ihrem hellen, sauberen Haus von einst gegenüber und jeden Tag das Schild zu lesen, mit „seinem" Namen" — sie mußte Luft schöpfen, dieses Schild Ehrlichs erregte sie zu sehr. „So müssen Sie doch wissen, was sich hier vorbereitet."

„Wie soll ich das wissen," sagte Ernst, „ich bin ja kaum vier Wochen zurück."

„Lutz ist verheiratet und Liane hat sich verlobt."

„Liane hat sich verlobt? Sieh da."

„Sie haben keine Karten geschickt, denn er ist Amerikaner, die zeigen nur die Hochzeit an, und bei Liane ist es auch besser so. Sie hat ihn auf dem Schiff kennen gelernt, sein Vater hat Brauereien in Nordamerika; er gibt jedem Sohn bei seiner Mündigkeit eine Million mit, und er hat fünf Söhne." Ernst begann mit der Zange Figuren auf der Decke zu zeichnen. „Und was sie später erbt, ist sicher dreimal so viel." Nun, Liane konnte das gebrauchen, und er war schon ganz in ihren Händen. Sie hatte gar nicht gedacht, daß Amerikaner so verliebt sein könnten. Und wie er die Mama verwöhnte. Diese Geschenke, die Ausstattung. Sie lag jetzt bei Meyers im Fenster. Sie blieben vorläufig hier und hatten sich eine Villa am Kurhause gemietet, denn solange die Mutter lebte, ging Liane nicht nach drüben. Lutz war mit seiner jungen Frau jeden Sonntag hier, und es mußte ihr doch entsetzlich peinlich sein, wenn es geschehen sollte, daß er einem von der Familie auf der Straße begegnete."

(Fortsetzung folgt.)

Rosen.

Ein Zeitkultur-Märchen.

Von

Erich Born-Cleve.

Als die Zeit gerade am grimmigsten war, zog ein Mann durch das Land. Den Wanderstab in der Hand, den Filz auf dem grauen Haupt und das Felleisen über dem Rücken. Es war ein trüber Tag. Vom Himmel stob ein feiner Regen, durchnäßte den Boden und hinterließ in den Fußstapfen des Wanderers kleine Lachen.

Warum sitzt bei einem solchen Wetter die Frau am Wegrain? Aus der Feldstoppel blitzt das weiße Sacklein mit den Aehren. Antwort: Arbeit. Männerhände allein schaffen's nicht mehr. Willst ausruhen, Weib, so warte am Törchen des Gartens Seligkeit, und du sollst glücklich werden. Damit schreitet der gütige Wanderer fürbaß.

Nun klopft er an ein Haus: Macht auf! Hab keine Zeit, ertönt's von drinnen. Macht auf, Weib! Muß schaffen. Schon drückt der Wanderer die Klinke nieder und schaut ein schmales Gesicht, aus dem zwei Augen dem Eintretenden anklagende Sorgen entgegenschleudern. Macht fort, hab' selbst weder Brot noch Milch, und die Kinder hungern. Du hast Herzeleid, Frau?, fragt der Alte gütig. Um diese, jammert das Weib und weist auf die Lumpen über Kinderleibern. Der Mann hat's besser in seinem Soldatengrab! So komm' und bring die Deinen mit! Du sollst Zufriedenheit finden.

Der Boden ist unter den Füßen des Dahinschreitenden hart. Die Räder an den Wagen rappeln über festen Stein. Hinter dem Wanderer klappert ein Stöckelschuhpaar, auf dessen Glanz sich ein bißchen Wolkenweiß spiegelt. Das Mädchen ist schlank und rank, ein Meisterstück der Schöpfung. Was tust du den ganzen Tag, Kind?, fragt der Wanderer, als das Mädchen ihn überholen will. Nichts, Herr, ist die Antwort. Nichts, ist denn ein solches Leben wert, gelebt zu werden? Gebt ihr mir ein besseres, so scheut ich mich euch! Wohlan, so finde dich bei mir ein und werde Mensch!

Nun blitzen die großen Bogenlampen auf und malen gelbe Monde auf den nassen Asphalt. Am hellsten aber sind die roten, blauen und grünen Reklamebilder über und neben dem Loch, aus dem heraus eine Frau gegen Geld winzige Karten ausgibt. Der Wanderer schreitet herzu und legt die Hand auf die Rollen. Im Namen des Gesetzes der Menschlichkeit! Bitte, mein Herr, sagt die Frau, und schließt den Schalter. Mit der Obrigkeit ist nicht zu spaßen, wenn man beim Kino kein reines Gewissen hat. Was werden Sie mit mir tun?, jammert das Weib. Ich will dich froh machen. Triff mich vor der Stadt! Und vor dem milden, barmherzigen ausstrahlenden Blick des Alten faßt sie der ganze Ekel ihrer Arbeit, die ihr Brot ist, und sie schöpft die Hoffnung.

Fünfzig Mark Eintritt drüben auf der Tanzdiele. Der seltsame Fremdling tritt ein und wird von schallendem Gelächter empfangen. Die aber, die es am tollsten treibt, die am schönsten ist, zupft den ungewohnten Gast am Bart. Will mit ihm tanzen nach der tollen Foxtrott-Melodie, die gegen die Wände hämmert. Aber der greift nach ihrer Hand und streichelt sie sanft, wie nie ein Mann zuvor es tat nach ihrem — Vater. Und ein heißes Brennen fliegt dem Mädchen über den jungen Leib. Aber der Alte nimmt sie bei der Hand, legt ihr sanft seinen Mantel um die Schultern und führt sie hinaus aus der dumpfen Luft, die in dem Gemäuer der Stadt hängt, zu dem Tor der Glückseligkeit, die auch die Reinheit ist.

Ein ganz schlichtes Holztor. Links und rechts neben den Pfosten wuchert ein dichter Grasteppich. Von den Wiesen ringsum kraucht ein herber Duft. Ein Vogel singt im Schlaf. Und ein Gefühl des tiefsten Friedens ergreift die fünf, die sich eingefunden haben, am Tor des Gartens der Glückseligkeit, wie's abgesprochen war.

Der alte gütige Wanderer aber stößt die Flügel auf, und eine strahlende Heiligkeit blendet die Augen seiner Gäste. Und er heißt sie eintreten. Darauf beugt er sich zu ihnen hernieder und küßt sie väterlich auf die Stirn. Und es ergreift sie wie höchste Seligkeit, und sie weinen vor Freude und Glück — —.

Der Morgen aber sah an fünf Stengeln fünf Blüten in fünf Farben. Und die Sonne spiegelte sich in vielen Tauperlchen. Die Leute, die zu früher Stunde vorübergingen, aber wurden froh und sprachen: Das ist unseres Herrgotts Rosengarten —.

Schwesternmangel, eine Gefahr für die Volksgesundung.

Von

Martha Stern (Mannheim).

An wenigen Berufen ist die Revolution so wenig vorübergegangen, wie am Schwesternberuf. Nirgends werden die einfachsten Forderungen an eine geregelte Arbeitszeit, an einen den Leistungen entsprechenden Lohn, an eine gesicherte Altersversorgung so außer Acht gelassen, wie bei diesem Beruf, in dem die Frau außerordentlich Segensreiches zu leisten vermag. Die Knappheit an Schwestern in allen Verbänden ist ein so bedenkliches Symptom, daß weite Kreise schon jetzt ihre Aufmerksamkeit auf die Ursache dieses absoluten Mangels an Nachwuchs im Schwesternberuf lenken müssen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210804020/fragment/page=0001

Den Schwestern selbst, und insbesondere den besten unter ihnen, denen der Beruf eine Erfüllung ihrer Religiosität im weitesten Sinne bedeutet, fehlt der Blick für die Konsequenzen, wenn sie sich gegen die „moderne Strömung" wenden, daß ein materieller Lohn und eine gesicherte Zukunft ihrer Leistung entsprechen sollte. Ein großer Teil von ihnen lehnt aus falsch verstandenem Idealismus eine materielle Besserstellung ab, ohne dabei zu berücksichtigen, daß Tausende von Kranken darben, weil nicht genug Schwestern vorhanden sind. Viele Mädchen haben unterstützungsbedürftige Angehörige und würden gerne den Schwesternberuf ergreifen, wenn er einigermaßen ihre pekuniäre Unabhängigkeit sichern würde. Viele wertvolle Elemente, die für den Schwesternberuf geeignet wären, sind nicht in der Lage, ihn zu ergreifen, wenn er nicht eine Versorgung im Alter und eine finanzielle Unabhängigkeit während der Zeit des Ausübens gewährleistet.

Wie aber ist es mit diesen Dingen bestellt? Große Verbände zahlen bei einer unbeschränkten Arbeitszeit durchschnittlich im Jahre 1200 Mark, und hierzu kommt ein Teuerungszuschlag von 600 Mark, das ist also zusammen nur 1800 Mark.

Vergleichen wir mit dieser Summe den Gehalt eines beim Krankenhaus einer großen Stadt angestellten ledigen Wärters, so kommen wir zu dem erstaunlichen Resultat, daß bei den männlichen Vertretern dieses Berufs der aufopfernde Dienst am kranken Menschen nicht als unvereinbar betrachtet wird mit einer angemessenen Entlohnung. Wie kann er sonst ein Gehalt annehmen, das sich auf 13 900 und 19 700 Mark beläuft (auch für den ledigen Mann), von dem nur 5600 Mark für Wohnung und Verpflegung im Krankenhaus abgehen. Wie kann er es mit seiner Berufsauffassung und dem wahren Christentum vereinbaren, daß er 8300 Mark einnimmt, 6600 Mark mehr wie eine Krankenschwester, deren Arbeitszeit nicht geregelt ist und die mit einem Jahresgehalt von 1800 Mark auskommen muß, von dem sie noch Stiefel, Stiefelsohlen, Unterwäsche, Strümpfe und Zivilkleidung sich kaufen soll.

Es war von jeher Forderung einer vernünftigen Sozialpolitik, zum Wohle eines arbeitnehmenden Standes und zum Wohle der Allgemeinheit gesunde wirtschaftliche Verhältnisse als Unterlage für jeden Beruf zu verlangen. An dieser Verpflichtung der Allgemeinheit ändert sich nichts, wenn ein Teil der Berufsangehörigen in falscher Scham der traditionellen Auffassung, welche im Volksbewußtsein durch die Ordensschwester entstanden ist, eigene Ansprüche nicht erhebt. Man muß sich klar werden, daß die Ordensschwester (katholische Orden insbesondere) vollkommen durch ihren Verband, solange sie im Beruf ist, und auch wenn sie nicht mehr arbeiten kann, versorgt ist. Die Schwesternvereine haben ihren Pensionsfonds zu einer Zeit festgesetzt, in der man mit 900 Mark im Jahre zur Not noch auskommen konnte. Die in diesen Vereinen für die Rente vorgesehenen Summen sind bei den heutigen Verhältnissen durchaus unzulänglich; es scheint uns aber nicht angängig, die Vereine sich selbst zu überlassen; es ist vielmehr Pflicht des Staates, der Stadt und der Kreise wie der gesamten Oeffentlichkeit, dafür zu sorgen, daß hier Abhilfe geschaffen wird.

Die Frauen und Frauenvereine aller Richtungen sollten für die Hebung des Schwesternberufes durch bessere Bezahlung, bessere Invaliden- und Altersversorgung und eine Regelung der Arbeitszeit, die 45 bis 48 Stunden in der Woche nicht überschreiten dürfte, eintreten. Geschieht dies nicht, so stehen wir binnen kurzem der Tatsache gegenüber, daß Kranke in Deutschland nicht mehr gepflegt werden können, weil ein genügender Nachwuchs an Schwestern nicht da ist.

•

Der Film im Operationssaal.

Der Siegeszug des Films hat auch vor den heiligen Hallen des Aeskulap nicht haltgemacht; kinematographische Aufnahmen spielen heute auch im medizinischen Unterricht eine wichtige Rolle, und selbst die verwickelte und schwierige Kunst des Chirurgen sucht — wenn es sich um Lehrzwecke handelt — in dem Filmoperateur einen willkommenen Verbündeten.

Bisher begegnete die Aufnahme chirurgischer Eingriffe infolge der allgemein üblichen Anordnung des Aufnahmeapparates erheblichen Schwierigkeiten, und der Arzt selber wurde dabei in seiner Tätigkeit mehr oder weniger gestört. Außerdem blieb das eigentliche Operationsfeld in der bildlichen Darstellung zum Teil stark abgedeckt, daß man von der Operation selbst nicht viel und vor allem nicht das sah, worauf es für Lehrzwecke ankam. Der Berliner Chirurg Dr. von Rothe hat nun einen Apparat erfunden, der den Kinooperateur selbst aus dem Operationssaal entfernt und selbsttätig von oben her das Operationsfeld in vielfacher Vergrößerung erfaßt, sodaß jede Einzelheit, jeder Handgriff im Film veranschaulicht wird. Die Lichtquelle befindet sich außerhalb des Operationsraumes; der Aufnahmeapparat wird vom Arzt selbst vor der Operation instande gesetzt und tut in vollkommen aseptischer Weise seine Pflicht, ohne daß der Operateur ihn während seiner Arbeit zu bedienen braucht.

Die „Deutsche Kinotechnische Gesellschaft" ließ den neuen Apparat vor einem geladenen Kreise im Kaiserin-Friedrich-Haus in Berlin vorführen. Geheimrat Forch vom Reichs-Patentamt gab die technischen, Professor Dönitz von der Chirurgischen Universitätsklinik des Herrn Geheimrats Bier die medizinischen Erläuterungen. Der Apparat ist in der genannten Klinik eingebaut und soll in einem zweiten Exemplar auch in eigens dafür geschaffenen Räumen der Charite Verwendung finden. Eine Reihe von Operationen veranschaulichte die außerordentliche Brauchbarkeit des Rothschen Apparates; so sah man die Operation eines Kniescheibenbruches, von Geheimrat Bier selbst ausgeführt, ebenso die Aufmeißelung einer Knochenerweiterung. Weiterhin rollte sich auf dem Film eine Brustamputation, eine schwierige Magen-Darmoperation ab, und zum Schluß sah man höchst anschaulich die Operation und den Verband eines schiefen Halses. Am Schluß der interessanten Vorführung dankte Dr. von Rothe seinen Mitarbeitern auf das wärmste und wies nochmals auf die Bedeutung des Apparates für Lehr- und Forschungszwecke hin.

Die schönen Damenschuhe.

Lange vor dem Kriege hat einmal ein gelehrtes Haus den Nachweis zu führen versucht, daß eigentlich immer nur der — Luxus der Frauen zu den großen Kriegen in der Welt geführt habe und er hat sich zum Beweise dafür auf die Geschichte von der Königin Kleopatra bis zu den Einflüssen einer Pompadour und ähnlichen mehr berufen. Unter diesem Gesichtswinkel ist es gewiß von Interesse, was der Warschauer Korrespondent der Danziger Neuesten Nachrichten von einem allerdings höchst einseitigen, aber für die Zustände im polnischen Reiche nicht minder bedeutsamen Luxus zu erzählen weiß, indem er schreibt: Zu den vielen Schönheiten, über die jede Stadt verfügt, die ein bißchen auf sich hält, gehört in Warschau der Schuh. Uebrigens nur der Schuh seiner weiblichen Bewohner; er hat offenbar das Hirn seiner Erfinder so in Anspruch genommen, daß der männliche Stiefel um so stiefmütterlicher behandelt wurde, je liebevoller sein weiblicher Gefährte bedacht wurde. Es ist ein Vorrecht der Weiblichkeit der ganzen Welt, auf ihren Schmuck bedacht zu sein und den Arbeitern der Luxusindustrien zu ihrem Brote zu verhelfen. Egoismus und Eitelkeit sind die Triebfedern — soziale Förderung und Aufblühen des Vaterlandes sind die Folgen. Uebrigens gibt es auch andere Triebfedern und andere Folgen der weiblichen Eitelkeit — doch gehört das nicht hierher. In Afrika zieht man einen Elfenbeinring durch die Nase, in kühleren Gegenden hüllt man sich in Samt und Pelze — in den sogenannten Kulturstaaten sucht man alle vorhandenen Luxus- und Schmuckmöglichkeiten zu vereinen.

In Warschau hat man einen Luxus vor Ost- und Westeuropa voraus: den Schuh. Geh hier an eines der zahlreichen Schaufenster voller Schuhwerk und lies die Preise: 6000 Mark, 11000 Mark, 9000 Mark, 14000 Mark usw. Bedenke dann, daß eine kaufmännisch oder behördlich tätige Dame 12—20000 Mark monatlich verdient, daß ein höherer Beamter 40000 Mark einnimmt usw. Und dann sieh dir das Schuhwerk der vorübergehenden Damenwelt an, — nicht in den Stunden, da die „große Dame" promeniert, sondern so zu den Zeiten des Berufsverkehrs! Zahlt dir jemand einen Tag lang hundert Mark für einen geflickten Damenschuh, fünfzig Mark für eine nicht nagelneue Sohle — so kannst du abends betteln gehen; denn du wirst nicht genügend solcher Stiefelsehler finden, um dein Abendbrot bezahlen zu können! Es gibt in dieser Stadt der Rätsel und Wunderlichkeiten viele — aber dies scheint mir das größte. Eine Bettlerin trifft man wohl, sofern sie nicht barfuß geht, im schlechten Stiefel — aber sonst? Frauen und Mädchen in groben Arbeitskleidern, ein Tuch um den Kopf geschlungen . . . der Stiefel aber neu, elegant, hübsch. Wie macht man das bei diesen Preisen? Man hungert und darbt und spart am nötigsten — alles für den schönen Schuh.

Der „Schuhfimmel" der Warschauerin ist sicher eine Krankheit — aber außer für den Ehemann oder den, der diese kleinen Wunderwerke sonst bezahlen muß, — eine überaus erfreuliche. Friedrich Theodor Vischer schrieb eine Philosophie der Tücke des Objekts und eine des Schnupfens, auch kleinere Geister haben die Philosophie des Soundso oder Soundso geschrieben. Warum schreibt niemand eine Philosophie des Warschauer Schuhes? Hier einige Anregungen dazu: Der Warschauer Schuh entspricht der Warschauer Frau: er ist zierlich, leicht, elegant, für jegliche Strapaze ungeeignet, launisch, nur fürs Auge, nicht für seinen Zweck bestimmt; er erfüllt keinen Zweck, sondern ist Mittel zu Zwecken, die ihm eigentlich ganz fern liegen usw. Der Schuh der Polin entspricht der Art der Polin: man kann nicht gehen, sondern braucht Droschken; man kann nicht in der Küche stehen, sondern braucht eine Chaiselongue; man kann Sonntags nicht im Walde sich erholen, sondern braucht eine Konditorei; man kann nicht Tennis spielen, sondern braucht Arzt und Badereise. Dem Schuh der Polin entspricht ihre Behandlung seitens des Mannes: sie ist nicht Kameradin und Mitarbeiterin, sondern Luxusgegenstand; sie teilt nicht seine Freude und Arbeit und Sorgen, sondern will verwöhnt und verzärtelt, geschont und umhegt sein. Um den Schuh der Polin dreht sich alles: der Arbeiter streikt für ihn, der Bürger arbeitet sich für ihn tot; der Kaufmann wird für ihn zum Wucherer, der Harmlose zum Verbrecher. Der Schuh überträgt seine Art auf die Trägerin, die Trägerin auf ihren Mann, der Mann überträgt sie auf seinen Beruf, die Gesamtheit überträgt sie auf den Staat und das Ende vom Liede: auch dieser (bildlich gesprochen) darbt und hungert und spart am verkehrtesten Ende, um für Eitelkeiten Summen zu verschwenden. Letzten Endes wird er selbst wie seine Frauen, nett und lieblich anzusehen, doch ohne Möglichkeit, festen Schrittes zu gehen, zu stehen, zu arbeiten. Wie gesagt — nur Anregungen für die „Philosophie des Warschauer Schuhes."

Im übrigen wäre es schön, wenn die Nachbarländer sie nicht importierten, obgleich und trotzdem sie so wunderhübsch sind!

S. & H.

Essen als Kunst.

Der wahre Feinschmecker, so plaudert eine englische Zeitung, ist weder ein gieriger noch ein starker Esser. Er haßt jede Uebertreibung, nicht nur, weil sie die Empfindlichkeit des Gaumens schädigt, sondern auch, weil sie seinem wählerischen Geschmack überhaupt widerspricht. Der rechte Tafelgenuß hängt von seiner Unterscheidung und einer gewissen Selbstzucht ab. Man darf von einem Gericht nicht zu viel essen, auch wenn man es noch so sehr liebt. Ueberladene Schüsseln und verschwenderische Verschiedenheit der Speisen sind dem Künstler der Tafel etwas Furchtbares. Bei hastigem oder gierigem Essen gehen alle feinen und flüchtigen Nuancen des Geschmackes verloren. Die Bezeichnung „Feinschmecker" wird oft mißbraucht; die es wirklich sind, sind zurückhaltende Esser. Und es ist ein Irrtum, zu glauben, der wahre Feinschmecker schlemme in reichen, stark gewürzten Speisen, schätze nur die ungewöhnliche, anspruchsvolle Küche, Delikatessen außerhalb ihrer Zeit und Gerichte in pikanten Saucen. Häufig ist das Gegenteil der Fall; oft bevorzugt er die äußere Einfachheit und was er von ganzer Seele verabscheut, ist immer das Auffallende und Unechte. Sicher wird er eine Mahlzeit aus Brot, Käse und Bier (freilich gutem Käse und gutem Bier) einer schlechten oder gleichgültigen Table d'hote mit geringen Weinen vorziehen. Sein Geschmack geht auf das beste in seiner Art, einerlei, worum es sich handelt.

Nun ist freilich Einfachheit im Essen und im Kochen, geradeso wie bei der Frauenkleidung, keine billige Sache. Die armen Köche suchen ihre Mißgriffe oft durch Sauce und Gewürz zu verdecken. Eine wirklich gute Mahlzeit zuzubereiten, ist weder leicht noch wohlfeil. „Es kostet mich jährlich 300 Lstr.", sagt ein Feinschmecker, „ein ordentliches Stück Fleisch mit Kartoffeln zu bekommen." Womit er sagen wollte, daß einem erstklassigen Koch einer sehr hohen Lohn zahlen mußte, um die Speisen so tadellos zubereitet zu erhalten, wie er sie verlangte. „Die erste Frage, die ich an einen Koch richte," sagte ein anderer alter Praktikus, „ist: Können Sie Kartoffeln zubereiten?" Alle Köche meinen, daß sie es können, aber wenige können es in Wahrheit. Man könnte sie bei dem, was sie für die einfachste Sache von der Welt halten, in arge Verlegenheit bringen. Der Küchenchef eines reichen Mannes wollte nicht bleiben, weil er nicht genug Gelegenheit hatte, seine Kunst zu zeigen. Man kann den schöpferischen Künstler wohl verstehen, der nach Gelegenheiten sucht, seine Geschicklichkeit zur Schau zu stellen und Triumph auf Triumph zu feiern; aber das Zeichen des größten Künstlers ist es, wenn er sich damit zufrieden gibt, Einfaches vollendet herzustellen.

Die Frauen sollten die Männer als Gatten wählen, die ein wenig Feinschmecker sind, und zwar deshalb, weil sie die Mühe, die sich die Frauen um ihretwillen machen, wirklich zu schätzen wissen. Wie ärgerlich muß es für eine Frau sein, die für ihren Gatten eine kleine Mahlzeit wirklich vollendet hergestellt hat, wenn er sie herunterschlingt, ohne einen Begriff zu haben von der Mühe, der Sorgfalt und der Kunst, die sie daran gewendet hat! Der wahrhafte Feinschmecker kann sich für frischen Kohl, wenn er tadellos zubereitet ist, ebenso begeistern, wie für die seltensten und kostspieligsten Gerichte. Er ist in der Tat gewöhnlich am leichtesten zu befriedigen, wenn er nur das Glück hat, eine Frau zu finden, die seinem Standpunkt Rechnung trägt.

Bunte Zeitung.

Der Papst betet um Frieden im Bürgerkrieg. Der Papst hat ein Gebet um Beendigung des Kampfes zwischen Fascisten und Sozialisten in Italien angeordnet, in dem es heißt: „Gib uns Verzeihung, o Herr! Mit gebrochenem Herzen flammern wir uns an Deine Altäre und flehen um Dein Mitleiden. Menschen der gleichen Familie töten einander im Parteikampf. Dieses Land, die Wiege der Güte, ist ein blutiges Schlachtfeld des Bürgerkrieges geworden. Lehre die, die nicht Feinde sind, sondern Brüder, sich wieder zu umarmen. Laß sie ihre blutigen Waffen niederlegen und zu ihrem Vater im Himmel beten, dessen Sohn sein Herz seinen Mördern öffnet!"

Historischer Fund in Palästina. Die englischen Behörden im Heiligen Land unterstützen jetzt mit großem Eifer die dort angestellten Altertumsforschungen. In Askalon hat man Bauten ausgegraben, mit denen Herodes der Große seinen Geburtsort geschmückt hatte; auch die Erforschung von Tiberias und des Umkreises der Synagoge von Kapernaum hat neue Ergebnisse gehabt. Hier ist ein sechseckiger Hof mit Mosaikfußboden und Wandelhalle erschlossen worden. Man hat ferner zur Erhaltung des Kreuzfahrertums von Ramleh, mehrerer alten Kirchen und anderer Bauwerke, sowie der Zitadelle und der Wälle der heiligen Stadt selbst Schritte getan.

Ein herrenloses Schiff. Im Jahre 1919 lief ein großer Dreimastsegler, ein Vollrigger von 1755 Brutto-Registertonnen namens „Erato", in den Stockholmer Hafen ein und nahm Ladung für Alexandria, wohin das Schiff in Charter für eine finnische Gesellschaft gehen sollte. Es lief aber niemals aus und liegt noch heute im Hafen von Stockholm. Niemand weiß, wem der schöne Segler eigentlich gehört. Damals war ein in Hadersleben wohnender Deutscher Eigentümer. Hadersleben wurde dänisch, aber die „Erato" konnte nicht die dänische Flagge hissen und in See gehen; denn die Entente erhob Anspruch auf sie. Interessenten fanden sich dafür sowohl in Schweden wie in Finnland. Jetzt soll der Segler zwangsweise an den Meistbietenden versteigert werden; aber niemand weiß, wem das Schiff eigentlich gehört. Sachverständige schätzen es heute auf 200 000 schwedische Kronen, ungerechnet die Ladung, während es vor kurzer Zeit noch eine halbe Million wert war.

In diesem Restaurant fehlt es an Reinlichkeit. Die Polizei von Athen scheint die berechtigte Strenge ihres Ahnherrn Drako zum Muster genommen zu haben und wendet sie augenblicklich im Kampf gegen die Lebensmittelhändler und Gastwirtshäuser an, die in Bezug auf Reinlichkeit ihren klassischen Vorfahren nicht nacheifern. Man hat eine Inspektion der Läden und Gasthäuser angeordnet, und die Berichte über ihr Betragen in diesem lästigen Punkt, die je nachdem auf sauber, sehr sauber, wenig sauber oder schmutzig lauten. Die Polizei traut aber offenbar der Wirkung dieser Veröffentlichungen gegen ein Rationalübel noch nicht hinreichend; denn sie macht jetzt bekannt, daß jedes Lokal, das die letzte Note erhalten hat und nach dreimaliger Ermahnung keine Besserung zeigt, dazu verurteilt werden solle, an seiner Eingangstür ein Schild anzubringen mit der Inschrift: „In diesem Restaurant fehlt es an Reinlichkeit." Natürlich hat dagegen ein heftiger Zeitungskampf eingesetzt, und es bleibt abzuwarten, ob die Polizei fest bleiben oder tapfer zurückweichen wird.

Verrückte Wetten. Ein Gastwirt in Kopenhagen hatte gewettet, daß er 25 Setzeier zum Frühstück essen wolle, wenn Carpentier gegen Dempsey gewinne. Der Gastwirt kann sich also weiter des Lebens freuen. — Einem jüngeren, bekannten Börsenmann ist es indessen schlimmer ergangen. Er hat sich nämlich verpflichtet, wenn Carpentier verliere, nachmittags um 4 Uhr ohne Hosen über den Strög, die Hauptstraße von Kopenhagen, zu gehen. Geschieht ihm recht!

Literatur.

Einstein, Michelson, Newton. — Die Relativitätstheorie. Von Prof. Dr. W. Walte. W. Gente, Wissenschaftl. Verlag, Hamburg, 1921.

Die kleine Schrift des Hamburger Gelehrten Walte besitzt den Vorzug, das schwerverständliche Problem, dank ihrer klaren, von allen Nebenabsichten freien Darstellung auch dem Laien nahe zu bringen. Vor allem gelingt es ihm, die Quintessenz der Einsteinschen Lehre, die ja selbst von der gebildeten Welt bisher nicht recht erfaßt wurde, weil sie erheblichе logische Schwierigkeiten bietet, kurz und eindringlich zu geben. Der Ausgangspunkt von Einsteins Ueberlegungen ist das Bemühen, den bekannten Michelsonschen Versuch auf Grund der herrschenden elektromagnetischen Lichttheorie zu erklären. Dieser Versuch findet hier nun eine verblüffend einfache Erklärung, wenn man zu der ohne berechtigten Grund verlassenen Lichttheorie Newtons zurückkehrt. Walte vergleicht Einsteins Schlußfolgerungen mit der Wirklichkeit und deckt die Widersprüche mit ihr und somit seinen Irrtum auf. „Dem Irrtum aber," sagt er, „verdankt die Wissenschaft bekanntlich sehr viel," und so erkennt er den Einsteinschen Bestrebungen ihren Wert zu für die Erforschung der letzten Wahrheit in der für unsre Erkenntnis so bedeutsamen Frage.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63. Fernruf 4520 u. 1630.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210804020/fragment/page=0002